

4014

# DER KAMPF

SOZIALDEMOKRATISCHE MONATSSCHRIFT

1. HEFT / XXVII. JAHRGANG  
JÄNNER 1934

## INHALT:

OTTO BAUER: Klassenkampf und „Stände-  
verfassung“

AUREL KOLNAI: Die Ideologie des Stände-  
staates

OTTO LEICHTER: Weicht die Krise?

ALFRED WERNER: Die Tragik Stephan  
Georges

BÜCHER: Probleme des Sozialismus - Volks-  
wirtschaft - Theologischer Sozialismus

Preis dieses Heftes  
für das Inland S — 80

VERLAG VOLKSBUCHHANDLUNG  
WIEN · V · PILGRAMASSE NO 11

verfügt, die nunmehr allein für die Verwirklichung des Sozialismus ausschlaggebend ist, dann bilden sich je nach den politischen Machtverhältnissen der einzelnen Länder Zwischenformen heraus, die im Dienst der Klassen stehen, die sich in dieser Zeit der politischen und wirtschaftlichen Wirrnis in den Besitz der Macht gesetzt haben. So sehen wir in den einzelnen Ländern Versuche von lediglich nach agrarischen Interessen orientierten wirtschaftlichen Eingriffen, die letzten Endes auf eine organisierte Ausbeutung der Verbrauchermassen in den Städten hinauslaufen.

\* \* \*

Unter den weltwirtschaftlich bedeutungsvollen Folgen der Veränderungen des Jahres 1933 darf aber vor allem nicht übersehen werden, daß die Zerreißung der Weltwirtschaft neue traurige Fortschritte gemacht hat.

Die Dollarentwertung bedeutet eine neue Disproportionalität, die zu den bisher in der Weltwirtschaft in großer Zahl vorhandenen Ungleichmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten hinzukommt. Die Dollarentwertungspläne Roosevelts waren auch einer der Hauptgründe, warum die Weltwirtschaftskonferenz der kapitalistischen Regierungen zu keiner Einigung über die wichtigste der ihr gestellten Fragen, über die Währungsfrage, kommen konnte. Die Londoner Weltwirtschaftskonferenz sollte nach der Hoffnung der Kapitalisten auf währungspolitischen und auf handelspolitischen Gebiet den großen Wendepunkt in der Krise bringen. Selbst die verstocktesten Kapitalisten hatten in den ersten drei Krisenjahren erkennen müssen, daß nur planmäßige und solidarische Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen nationalen Wirtschaften zur Überwindung der Krise führen könnte. Die Weltwirtschaftskonferenz konnte die letzte Gelegenheit werden, die großen ungelösten weltwirtschaftlichen Fragen einer Lösung zuzuführen. Aber neben der Abrüstungskonferenz ist keine der großen kapitalistischen Konferenzen so kläglich zusammengebrochen wie die Weltwirtschaftskonferenz. Roosevelt wollte sich zu keiner Dollarstabilisierung bereit erklären, da er für seine Währungspläne freie Hand brauchte. Aber bei dem engen Zusammenhang zwischen der internationalen Konkurrenzfähigkeit, die zum großen Teil wieder von den Währungsfragen abhängt, und den handelspolitischen Fragen konnte die Weltwirtschaftskonferenz in keiner einzigen Frage auch nur den geringsten Fortschritt erzielen.

So blieben nicht nur die rein ökonomischen Weltprobleme ungelöst. Die kapitalistischen Regierungen konnten auch kein einziges der anderen großen Probleme lösen, die mit zu der allgemeinen Unsicherheit beitragen, die die Krise ausgelöst und ihre Überwindung bisher unmöglich gemacht hat. Vom Kriegsschuldenproblem, von den eingefrorenen Krediten, von der Wiederaufnahme eines normalen Zahlungsverkehrs zwischen den einzelnen Ländern, insbesondere von der Bezahlung der Schulden, die unmittelbar vor und in den ersten Jahren der Krise aufgenommen wurden, wagt heute niemand mehr zu reden. Der Kapitalismus verzweifelt selbst an der Lösung dieser Probleme. Die Vertrauenskrise wird in einzelnen Ländern nicht abgebaut, sondern verstärkt. In der Schweiz ist erst vor wenigen Wochen eine große Bank zusammengebrochen.

Während die großen Probleme der Weltwirtschaft nach wie vor ungelöst sind, setzt sich der Prozeß der Atomisierung des weltwirtschaftlichen Verkehrs, der Zerstückelung der Weltwirtschaft in einzelne aufeinander nicht mehr abgestellte Teile fort. In den meisten europäischen Ländern vollzieht sich infolge des technischen Fortschrittes in der Landwirtschaft und infolge der weitgehenden Schutzmaßnahmen für die agrarische Produktion ein Prozeß der sogenannten Reagrarisierung. Sie besteht darin, daß immer mehr Länder ihren Bedarf an landwirtschaftlichen Produkten selbst decken können und daß sie durch rasches Fortschreiten der landwirtschaftlichen Produktion in die Lage versetzt werden, landwirtschaftliche Produkte, die sie noch vor wenigen Jahren aus dem Ausland beziehen mußten, nun selbst zu exportieren. Das bedeutet, weltwirtschaftlich gesehen, einen verstärkten Druck auf die landwirtschaftlichen Märkte der Welt, eine Zunahme der Überproduktion —

noch dazu bei binnenwirtschaftlichen Preisen, die so hoch gehalten sind, daß bei der gesunkenen Kaufkraft der Verbrauchermassen die in Überfülle vorhandenen landwirtschaftlichen Produkte nicht abgesetzt werden können. Die Reagrarisierung bedeutet aber auch eine weitere Schrumpfung des industriellen Exports, weil die industriellen Produkte, die sonst im Austausch gegen landwirtschaftliche Produkte exportiert wurden, nun nicht mehr verkauft werden können. Die immer weitergehende Schrumpfung des Welthandels ist der deutlichste Ausdruck der immer weitergehenden Zerstückelung der Weltwirtschaft. Die politische Form, in die sich diese unerfreuliche Entwicklung umsetzt, ist die politische Vorherrschaft der Bevölkerungsklassen, die auf der Grundlage der Ausbeutung der breiten Arbeitermassen ihre wirtschaftliche und politische Machtstellung zu befestigen suchen.

So schließt sich der Kreis der großen wirtschaftlichen und politischen Veränderungen, die sich 1933 vollzogen haben. Sie bedeuten zunächst wenigstens in Europa alles eher als einen Fortschritt vom todkranken Kapitalismus zu einer sozialistischen Ordnung. Aber der ökonomische Verlauf des Jahres 1933 ist ein neuer Beweis dafür, daß die Dauerkrise des Kapitalismus mit kapitalistischen Mitteln nicht bewältigt werden kann. Gerade in der finsternen Nacht des Faschismus gilt die Erkenntnis, die die Erfahrungen während der Krise zu einer unwiderleglichen Wahrheit erhoben haben: nur der Sozialismus kann die Erlösung aus dem kapitalistischen Krisenelend bringen.

## Alfred Werner: Die Tragik Stephan Georges.

### Zum Tode des deutschen Dichters.

Wäre klassenkämpferischer Sozialismus nicht anders und mehr als jene starre Doktrin, als welche er in den Köpfen mancher unserer Gegner spukt — dann müßten wir längst einen Index librorum prohibitorum angelegt haben, müßten uns feindlich und kalt allen fremden Einflüssen verschließen, woher immer sie kommen. Wir müßten diesen und jenen großen Dichter oder Denker von vornherein ablehnen, bloß weil wir uns mit seiner geistigen Haltung nicht vereinen können, wir dürften etwa als „orthodoxe“ Marxisten in Goethe nur den Konservativen, in Nietzsche den schrankenlosen Individualisten erblicken — während uns in Wahrheit die dialektische Betrachtung der Geschichte befähigen sollte, wissenschaftlich, das heißt vorurteilslos Willen und Wert geschichtlich bedeutsamer Persönlichkeiten zu erkennen, mögen sie nun als Thesis auftreten — oder als Antithese!

Eine solche, fast bereits historische Persönlichkeit war der kürzlich verstorbene Dichter und Denker Stephan George. Von der Tagespolitik gefangen genommen, haben wir uns allerdings viel zu wenig bemüht, seine Beziehung zur Gegenwartskultur und die tiefen Spuren, die sein Wirken hinterlassen hat, geistesgeschichtlich zu untersuchen, Wert von Unwert sondernd. Viele von uns haben sich wohl damit begnügt, davon Notiz zu nehmen, daß sich George dem Liebeswerben der deutschen Machthaber versagt hat und haben sein Schweigen als Geste der Mißbilligung gedeutet. Andere wieder (wie zum Beispiel der Sozialpädagoge Benda) bezogen sich vor allem auf die politische Wirkung der Schriften aus dem George-Kreis und bürdeten der Gruppe die Verantwortung für die Faschisierung Deutschlands auf — mit ebensoviel Berechtigung, wie die Franzosen in dem Verfasser des „Willens zur Macht“ den geistigen Urheber des Weltkrieges erblickt haben. Aber nur wenige sehen George so, wie er gesehen werden soll: als jene schöpferische Antithese, welche, aus dem Schoße des Bürgertums kommend, doch dessen Verneinung darstellt und knüpfen so an jene fernen Diskussionen über George an, welche in einer ruhigeren Zeit — als solche erscheint sie uns wenigstens — in den sozialistischen Monatsheften geführt wurden.

Denn es kann nicht übersehen werden, daß George ein Schulbeispiel dafür ist, daß gerade die feinsten Köpfe einer Klasse, die ihren Höhepunkt längst

überschritten hat, zu deren Verneinern werden — ob nur in ihrem Sein oder auch in ihrem Bewußtsein, das ist eben die Schicksalsfrage; aber sicherlich waren etwa Friedrich Nietzsche, der Philosoph, Franz Mehring, der Geschichtsschreiber, und Stephan George, der Dichter, bei aller Verschiedenheit im Weg darin einig, daß eine neue Welt heraufkäme, deren Umriss zwar noch unkenntlich, bei deren Geburt mitzuhelfen sie jedoch berufen seien.

Aus diesem Grunde hat Mehring im Individualisten Nietzsche ahnungsvoll die Möglichkeit zu einem „Durchgangspunkt zum Sozialismus“ erblickt. Auch George dürfte, soweit wir heute schon urteilen können, einer der vielen Durchgangspunkte zum Sozialismus sein — wir haben uns freilich allzu rasch daran gewöhnt, George so zu sehen, wie unsere Gegner ihn zu erblicken vorgeben, sie haben ja auch Nietzsche zu einem Träger der faschistischen Idee gestempelt. Aber wenn man einen Längsschnitt durch das Reich Georges vornimmt, also streng historisch von seinen Anfängen ausgeht, anstatt sich voreilig auf einzelne Äußerungen des Meisters und seiner Jünger zu stürzen, so kommt man zu einem Ausgangspunkt, den George mit dem Sozialismus gemeinsam hat: die Unzufriedenheit, verbunden mit dem Wunsch, diese Welt zu verändern.

Mit Abscheu sah der junge George das Treiben des selbstzufriedenen Kulturbürgertums, den Untergang von Glauben, Sittlichkeit, Kunst (die Zusammenhänge mit Kapitalismus und Imperialismus blieben ihm allerdings verborgen) und er fühlte sich berufen, aus seinem besseren Wissen, Willen und Können an die Stelle seichter Tagesschreiberei und überlebter Daseinsformen eine „geistige Kunst auf Grund einer neuen Fühlweise und Mache“ zu setzen. Im Anfang stand also nicht mehr und nicht weniger als das geradezu tollkühne Unterfangen einiger Zwanzigjähriger, durch eigene künstlerische Leistungen die Vorherrschaft in der Nation, ja in Europa zu erringen: „In der Kunst glauben wir an eine glänzende Wiedergeburt.“ In seinem George-Buch findet Friedrich Gundolf die knappste Formel für dieses geistige Unternehmen und dessen Voraussetzungen, wenn er sagt: „Der Mensch hat seit Jahrhunderten sich entäußert, sich erlöst, sich fortgeschritten, bis er sein Selbst verlor und seinen Weg. George gründete ihn wieder auf sich selbst und in seinen einfachen Ursprung: Das gotthaft gestaltige Sein. (Führt nicht eine Brücke zu Marx, der seinem Jugendaufsatz über „Philosophie und Nationalökonomie“ das Wort von der „Selbstentfremdung des Menschen“ geprägt hat, worunter er die Entfremdung eines Teiles des menschlichen Wesens von seinem Ganzen verstand?) Jedenfalls ist dieser Gedanke: vom Wort ausgehend die Welt umgestalten zu wollen, ebenso einseitig wie großartig, und obgleich Friedrich Wolters, der die Geschichte des Kreises schrieb, grauenhaft übertrieb, da er in ihr die deutsche Geistesgeschichte seit 1890 erblickte, so hat doch George im Günstigen wie im Ungünstigen unser aller Denken und Fühlen stärker beeinflußt, als mancher von uns wahrhaben will.

Dies ungefähr mögen damals Georges Gedankengänge gewesen sein: Die Bourgeoisie als geistige Kraft ist tot; die Arbeiterschaft noch eine stumpfe Masse. Dichter, der er war, nicht Politiker, Vorbild, aber nicht Parteimann, zog er darum aus fast allen Ländern, Völkern, Schichten jene wertvollen Menschen magisch zu sich, welche mit ihm das Leben für eine stolze Utopie einsetzen wollten, schloß er sich mehr und mehr von der Welt ab — bis er schließlich zu einer legendären Gestalt wurde.

Es wäre verfehlt, in dieser Bestrebung Solipsismus, ja Egoismus zu erblicken. Wenn die Geistesgefährten fürder keine Rücksicht auf das Publikum nahmen (im Anfang wurden die Erzeugnisse des Kreises überhaupt nur privat verbreitet), so geschah dies darum, weil ihrer Ansicht nach damals die lesende Menge „besonders wenig willens oder fähig war, ein Dichtwerk als Gebilde zu begrüßen und zu genießen“. George glaubte, auf Erfahrungen traurigster Art gestützt, nicht anders handeln zu dürfen: „Der Künstler allein, vielleicht auch der beruflose Betrachter, der sich von diesen Allgemeinheiten unabhängig hält, hat noch die Möglichkeit, in einem Reich zu leben, wo der Geist das oberste

Gesetz gibt. Daher seine Absonderung und sein Stolz... Heute (das ist um 1890) ist wirklich die Kunst ein Bruch mit der Gesellschaft.“

Dem es war sein Bestreben, als Dichter durch sein Beispiel anzufeuern, Adelsmensen zu erziehen, zu „läutern unser Herz und Hirn“ — eine Aufgabe, die sich auch Ibsen gestellt hatte und von der er einmal zu Drontheimer Arbeitern gesprochen hat. „Es müsse“, meinte Ibsen, „ein adeliges Element in unser Staatsleben, in unsere Regierung, in unsere Volksvertretung und in unsere Presse kommen. Ich denke natürlich nicht an den Geburtsadel, auch nicht an den Geldadel, nicht an den Adel der Wissenschaft und nicht einmal an den Adel der Fähigkeit, der Begabung. Ich denke an den Adel des Charakters, an den Adel des Willens und der Gesinnung. Der allein ist es, der uns befreien kann.“

George wollte ungefähr das gleiche wie Ibsen, aber er wandte sich nicht an die Masse, sondern nur an eine kleine Schar von Künstlern, deren Liebe Hellas galt. Dies ist der entscheidende Unterschied, der ihm schließlich einen Teil seiner Anhänger entfremdete. Die Aktivisten unter den Gefährten verdroß nämlich sein Nur-für-die-Kunst-Leben, sie wollten das Volk mit Manifesten und Proklamationen aufpeitschen, um es für ihre — sicherlich edlen — Zwecke zu gewinnen. „George hat die Kraft! Aber was macht er daraus? Kunst!“ Derart wurde George von den Gleichaltrigen angegriffen — daß die ältere Generation ihn nicht verstand, in ihm einen Rattenfänger von Hameln, einen Verführer der Jugend erblickte, ist begreiflich — um so stärker hat sich seit etwa 1910 die erwachende deutsche Jugend für ihn begeistert.

Nicht nur die freideutsche Jugend, die sich vornehmlich aus bürgerlichen Kreisen rekrutierte, es sich zur Aufgabe machte, ein Leben „vor eigener Verantwortung aus innerer Wahrhaftigkeit, aus eigener Bestimmung“ zu führen und deren Bundesfeuern erst der Flammenspruch Georges die Weihe gab — auch der ausgebildetste Teil der proletarischen Jugend sah in George den zukunftsweisenden Dichter. Beweis dafür, daß als Leitspruch über dem ersten Heft des Bundes sozialistischer Jugend die folgenden Zeilen aus dem „Stern des Bundes“ standen:

Laßt greise des erworbnen guts sich freuen  
Das ferne wettern reicht nicht an ihr ohr.  
Doch alle jugend sollt ihr sklaven nennen  
Die heut mit weichen klagen sich betäubt  
Mit rosenketten überm abgrund tändelt.  
Ihr sollt das morsche aus dem munde spein  
Ihr sollt den dolch im lorbeerstrauße tragen  
Gemäß im schritt und klang der nagen tat.

Sie hatten freilich erkannt, daß sie einen anderen Weg zu gehen hatten als jener war, den George ihnen wies, aber sie stimmten mit ihm überein in seiner Forderung heroisch-reiner Lebensauffassung, gelöst von „Schwärmerei für seichte allgemeine Ordnung und Beglückung“ und von „verjährter landsknechterischer Barbarei“, also gleich fern spießbürgerlicher Behaglichkeit wie dem Drill des Militarismus. In dieser Haltung Georges offenbart sich eine hohe Auffassung der Persönlichkeit des einzelnen, ein geistesaristokratischer Zug, der mit Geburtsaristokratie selbstverständlich nichts zu tun hat, der sich gut vereinen ließ mit dem „Geist von Weimar“, dem sozialistischen Jugendideal. Aber welcher edle Gesinnung dem nichtproletarischen Kreis junger Menschen um George eigen war, davon gibt jenes Sammelbuch „Huldigung“ Kunde, welches vor wenigen Jahren erschien (im Verlag „Die Runde“) und welches zwar nicht die Namen der einzelnen jungen Dichter nannte, dafür aber einen Geist von Solidarität, eine demütig-stolze Haltung verriet, wie sie neudeutschem Wesen diametral entgegengesetzt ist. So heißt es in einem „Die Fackel“ überschriebenen Gedicht:

Ich gab dir die fackel im sprunge,  
Wir hielten sie beide im lauf:  
Beflügelt von unserem schwunge,  
Nimmt nun sie der künftige auf.

Drum laß mich und bleib ihm zur seite,  
Bis fest er die lodernde faßt,  
Im kurzen doch treuen geleite  
Ergreif er die kostbare last!

Du reichst ihm, was ich dir gegeben —  
Und sagst ihm, was ich dir gesagt:  
So zünde sich leben an leben,  
Denn mehr ist uns allen versagt.

Wieso konnte es dann doch kommen, daß nicht der Hölderlin-Deutsche in der heutigen Jugend des Reiches den Ausschlag gibt, sondern der Hitler-Deutsche? Auf dessen Schreibtisch „Mein Kampf“ liegt und nicht das „Jahr der Seele“; der mit der Peitsche und dem Browning besser umzugehen weiß als mit der Feder? Es hat sich eben der fundamentale Irrtum Georges gerächt, sein unbedingter Glaube an die fortzeugende Macht des reinen Wortes, sein Einzelgängertum, das die Menge nicht mitreißen wollte, seine Weltabgewandtheit, die keinen Einspruch erhob wider die Verzerrung und Verdeutlung seiner Worte auf den Hochschulen, den Lehrstätten des Faschismus. Doch die Saat, aus welcher der dritte „Humanismus“ aufging, hatte er wahrlich nicht gesät, und wenn ganz vereinzelte Stimmen aus dem Reich sich jetzt auf ihn berufen und so Barbarei und Unkultur rechtfertigen wollen oder gar behaupten, es sei die „deutsche Geisteskultur, wie sie der Haltung gemäß in Stephan George gipfelt... der Nährboden gewesen, aus dem diese Dinge entwachsen sind“ (Götz von Selle in „Hochschulrevolution und Politische Universität“, Minerva-Zeitschrift, Juli-August 1933) — so spricht daraus entweder grobe Unkenntnis der Geistesart Georges oder aber, was wahrscheinlicher ist, bewußter Mißbrauch seines Namens für eine Sache, mit der er selbst nichts gemein haben kann.

Aber da man seine Autorität im von allen Geistern gemiedenen Dritten Reich ganz gut als Reklame brauchen konnte, zumal das Hakenkreuz sichtbar war auf allen Veröffentlichungen aus dem Kreise der „Blätter für die Kunst“ (freilich auch auf jenen von Dichtern und Gelehrten jüdischer Herkunft, wie Wolfskehl und Gundolf) und im „Neuen Reich“ irreführend einmal das „Völkische Banner“ angeredet wird, so konnte der vom Nationalsozialismus genährte Glaube sich einnisten, George verhalte sich zu Hitler in jeder Hinsicht wie d'Annunzio zu Mussolini (Benda). In einem Punkt trifft er sich allerdings dem Anschein nach mit dem Faschismus: in der Verachtung der Masse, worin er noch konsequenter erscheint als dieser, der schließlich die Masse für seine politischen Ziele benötigt. Und wenn auch einzelne besonders auffällige Äußerungen aus Georges Frühzeit nicht allzu wörtlich genommen werden dürfen; wenn er auch unter Masse nicht etwa nur das Proletariat als soziologischen Begriff verstand, sondern vielmehr alle jene, die er für noch nicht fähig erachtete, an seinen Gedanken teilzunehmen; wenn auch Wolters einmal beteuert, wie demokratisch im Grunde genommen die oft angefeindete Schreibweise der Georgianer sei, wo doch „die großgeschriebenen Hauptwörter den auch heute noch unausrottbaren Hang der Deutschen nach Standesunterschieden und Vorgesetzten verrieten“ — so bleiben doch immer noch die Vorwürfe aufrecht, die ehemals der große Soziologe Max Weber wider George erhoben hatte. Er sah in Georges Verachtung der Masse eine „unbrüderliche“ Haltung und erblickte in seiner exklusivischen Geheimtuerei eine unfruchtbare Romantik, die „am ehernen Felsen der realen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse zerstäuben werde“. Er bejahte freilich das, was auch dem Sozialisten entsprechen muß: die Forderung einer künstlerischen Umformung des Lebens, den Kampf wider die Mechanisierung des Denkens. Aber er erkannte so scharf die Ungangbarkeit des Georgeschen Weges und die Gefahr, die seine Lehre in unreifen Gemütern stiften könnte, daß er glaubte, ex cathedra „die Aristokratie Georges und seines Kreises“ bekämpfen zu müssen.

Die Prophezeiung Webers hat sich zur Gänze erfüllt. Es ist gewiß tragisch, daß George in der letzten Zeit ziemlich verlassen war und vernachlässigt wurde. Oder hat sich etwa jetzt erfüllt, was er in schönen Versen als das Ideal

dargestellt hat, wie er es ersehnte und dem vierzig Jahre Kampf und Lehre gewidmet waren:

Ein jung geschlecht das wieder mensch und ding  
Mit rechten maaßen mißt, das schön und ernst  
Sich gleich entfernt von klippen dreisten dünkels  
Wie seichtem sumpf erlogner brüdererei...

Das nationalsozialistische Deutschland wird den wahren George bald zugunsten einer faschisierten Verfälschung seines Bildes vergessen haben, wenn es überhaupt je mehr von ihm wußte als von dem, was ihn von uns trennt — oder es wird ihn, der am Anfang häufig genug von Deutschvölkischen bald als Judenstämmling, bald als Kelte gebrandmarkt worden, zu jener liberalistischen Gedankenwelt rechnen, für welche im totalen Staat kein Platz ist.

Es ist jedenfalls augenfällig, daß George in zwei wesentlichen Punkten ganz anders dachte als der Nationalismus. Er kennt den Grundsatz der Rassenreinheit nicht — selbstverständlich ist Judenhaß seiner edlen Natur fremd gewesen, seine besten Mitstreiter, wie übrigens der Biograph Friedrichs II., Kantorowicz, der im Sommer dieses Jahres seinen Lehrstuhl aufgeben mußte, sind Juden gewesen — und seiner antikischen Haltung entsprechend verurteilt er durchaus nicht, daß die Germanen nach Süden zogen und sich mit den Völkern „im Reich von Korn und Wein“ vermischten (siehe auch Willi Koch, Stephan George, Max Niemeyer Verlag Halle an der Saale, 1933). Zum anderen haßte er jene Menschenart, die jetzt bewußt herangezüchtet wird, jenen „artlosen, aber bis zum letzten ja über das von Natur gegebene Maß zuverlässigen, aber liebeleeren, aber in jedem Augenblick tätigen und durch keine innere Erschütterung im Handeln beirrbaren Menschen; der staatlich war, aber ohne Gemeinschaftsgefühl, der unheroisch war, aber von fragloser Todbereitschaft, für den Können und Müssen eins war, aber aller innere Drang nur im Befehl, aller persönliche Wille nur in Pflicht aufging“, kurz, die bedingungslose Unterwerfung unter fremden Willen, die er als nichtdeutsch empfand.

Vor einem Menschenalter schien es freilich, als gäbe es, wenn auch in der Ferne, die Möglichkeit einer Vereinigung von uns Sozialisten mit George. Und seltsam nehmen sich für uns Heutige die Zeilen der Begeisterung aus, die im Jännerheft der Sozialistischen Monatshefte des Jahres 1902 standen, neben parteipolitischen Aufsätzen von Auer, Legien und Bernstein: „... In dieser Zeit ungeheuerster innerer Umwälzungen stehen wir da so gut wie führerlos, wer, da Propheten nicht mehr aufzustehen pflegen, will uns da weiter helfen können, wenn nicht der Dichter? Der Dichter, der in seinem Werk überzeitlich, unpersönlich geworden ist, der allein noch mit der Stimme der Notwendigkeit zu reden vermag!/? Solch ein Werk und Helfer könnte uns Stephan George sein, ein Helfer neu sich regender Sehnsucht, ein Werk zukunftsgeraden Leben in uns und wengleich die allzu Schuldgläubigen meinen, daß er an dem Leben vorbeigehe, weil es ihr Leben nicht ist, das er formend in der Hand hält.“ (Ria Claassen.)

Aber nun, da der Weltkrieg dazwischenliegt, da die von George verachteten Proletarier und Sozialisten das „Heimliche Deutschland“ sind, geknechtet und verfeimt, regt sich in manchen von uns nur Groll, indem wir ihn verantwortlich machen für das, was in Wirklichkeit nur Travestie seiner Geistes-schöpfung ist — denn er hat die Geister nicht gerufen, die wir nicht mehr los wurden, er hatte seine Macht unterschätzt: die ökonomische Entwicklung ist mächtiger als der edle Wille des einzelnen und es erweist sich an George genau so wie an Karl Kraus die Richtigkeit der These Kierkegaards: „Ein einzelner Mensch kann einer Zeit nicht helfen; er kann nur ausdrücken, daß sie untergeht.“ So daß vom Werk des großen Erziehers vielleicht nicht viel übrigbleiben wird, als sagenhafte Kunde von einem edlen, wenn auch zwiespältigen Willen, von dem des stolzen Dichters nicht mehr als einige schöne Verse.